

„Es steht ein Baum im Odenwald.“

Aus den Erinnerungen eines alten Korpsstudenten von Max Treu.

Es ist heute längst Gras gewachsen über die Gräber. Man darf darüber reden, offen und herzlich.

Mir sieht alles noch immer so deutlich vor Augen, als sei es gestern gewesen. Noch immer sehe ich das strahlende Gesicht meines lieben Korpsbruders Richard, mit dem er eines schönen Sommerabends auf meine Wunde gestrichelt kam, mir um den Hals fiel und rief:

„Du, es ist etwas geschehen!“ „Das vermute ich fast,“ entgegnete ich, „denn so toll habe ich Dich noch nie gesehen. Was ist es denn aber?“

Der schlanke, hübsche Bursche mit den schlängelnden Augen unter der hohen, gedankenvollen Stirn, über die das üppige, dunkle Haupthaar in einzelnen wirren Locken herabfiel, starrte ein paar Augenblicke so Boden. Dann rief er mich an den Schultern, daß ich fast ausschrie, vor Schrecken und Schmerz, und rief: „Ernst, ich bin verliebt!“

„Gratuliere.“ „Steh auf, alter Stoddfisch!“ rief er wieder. „Steh auf und gratuliere mir ernsthaft! Ellen Waidworth ist die meine!“

Jetzt sprang ich doch auf, mit beiden Füßen zugleich. Verwundert starrte ich ihn an, wie er er da so heiter vor mir stand.

„Wah — Ellen — Waidworth?“ fragte ich ungläubig.

„Mein Zweifel daran: Ellen gehört mir! Gestern Nachmittag hat sie mir ihre Hand für's Leben gereicht.“

„So, so. Darum also warst Du gestern nirgends zu finden. Wo ward ihr denn?“

„Auf unserem Lieblingsplatz, hoch oben in den Bergen, wo der berühmte Baum im Odenwald steht!“

„So, aber jetzt sei so gut und erzähle mir. Wie kam denn die Sache?“

„Stehst du, alter Freund, jetzt habe ich doch deine Neuigkeit gereicht.“ In der That, das hätte er. Wir alle kannten Ellen Waidworth, und wir alle schwärmten für sie. Sie war eine junge Amerikanerin, die seit Beginn des Sommers bei Verwandten wohnte und durch ihre auffallende Schönheit allgemeines Aufsehen in der alten Residenzstadt am Redar erregte. Die wenigsten kannten ihren Namen, aber die „schöne Amerikanerin“ kannten alle, und jeder, der das Burschenband trug, besaß sich, ihren Spuren zu folgen, während die Fräulein sie nur anachtsvoll aus der Ferne anschäuen durften.

Ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit Richard die schöne Ellen kennen gelernt hat. Irigendwo in einer Familie muß es gewesen sein, aber seit der Stunde war der gute Junge wie umgewandelt.

In den letzten drei Wochen war es uns allen aufgefallen, daß Richard ziemlich oft ganz Nachmittag abwesend war; wenn unser Korps irgend eine Ausflugsunternehmung, suchte er sich unter allerlei möglichen Vorwänden von der Teilnahme daran zu befreien.

Jetzt also endlich war der Schleier dieses Geheimnisses gelüftet. Und nun stand er wieder vor mir als der Alte, der er sonst immer gewesen war, hell lachend, Licht und Wärme in den großen, prächtigen Blauaugen, den Schalk im Naden.

„Blühh! legte er seinen Arm um meine Schultern, und mit einem Tone, dem man es anfühle, daß er aus tiefstem, leidenschaftlichem Herzen emporquoll, sagte er: „D Ernst, ich bin namenlos glücklich.“

„Jetzt war auch ich tief bewegt. Alles Glied gönnte ich ihm von Herzen; ich wußte, er war es werth.“

„Endlich sag ich Richard sanft auf das Sopha nieder.“

„Nun aber erzähle, mein Junge, wie kam das alles?“

„Wie alles kam? Du sollst es wissen. Schon oft waren wir, Ellen und ich, in den letzten Tagen allein ausgegangen; die Amerikanerinnen sind anders als unsere deutschen Mädchen, sie treten dem Mann selbstständig und sicher genug gegenüber. Ich sagie dir schon: an unserem Lieblingsplatz waren wir. Mein Herz hämmerte und pochte; mir war, als müßte Ellen jeden Schlag zählen und sehen können. Es litt mich endlich nicht mehr unter diesem Baume, und so fragte ich: „Kennen Sie unser altes, deutsches Volkslied, Ellen: „Es steht ein Baum im Odenwald?“

„Sie schüttelte leise das schöne Haupt. „Sagen Sie es mir,“ bat sie. So sprach ich denn die allen, wohlbetannten Strophen: „Es steht ein Baum im Odenwald, Der hat viel grüne Aest; Da bin ich wohl viel tausendmal Bei meinem Schatz gewesen.“

Der Abendwind spielte mit den Locken auf ihrer Stirn, und sie dudelte es, daß ich die kleinen, widerspenstigen Goldsträhnen mit meiner Hand leise unter ihren Hut schob.

„Kann man das Lied auch singen?“ fragte sie dann.

„Gewiß,“ sagte ich und sang ihr leise die schlichte Melodie vor. Einnehmend hörte sie zu, von Anfang bis zu Ende, während die Strahlen der un-

tergehenden Sonne einen Heiligenchein um ihr Haupt woben.

Und als der letzte Laut verhallt war, neigte ich mich zu ihr und küßte ihre rothen Lippen, fest und schlichtern zugleich, als ob ich's schon tausendmal gethan hätte. Dann aber liegend in der Hand wortlos zu Thal.“

Der Erzähler schweig.

„Und nun?“ fragte ich. „Nun ist sie mein!“ antwortete er jubelnd. „Ihre Eltern sind telegraphisch um ihre Einwilligung gebeten, und ich bin mein eigener Herr.“

Richard war Waise. Mit herzlichem Glückwunsch drückte ich ihm die Hand.

Es kamen Wochen des höchsten Glücks für Richard. Ellens Eltern, sehr vermögende amerikanische Grundbesitzer, hatten ihre Einwilligung zu dem Verlöbniß gegeben und waren selbst auf einige Wochen nach Heidelberg gekommen, um sich des Glückes ihrer Kinder zu freuen.

So ging in froher Stimmung das Sommersemester zu Ende. Noch ein letzter großer Mensurtag auf der Hirschgasse sollte stattfinden, darauf der Schlusssommer des S. C. und dann frohen Sinnes hinein in die Ferien! Nur Richard wollte in Heidelberg zurückbleiben, um gegen Anfang August mit seiner Braut und deren Eltern eine größere Schweizerreise anzutreten.

Wir hatten damals zu einem anderen Heidelberger Korps — ich will es „Saxonia“ nennen — keine guten Beziehungen. Zwischen den Sachsen und uns hatte es schon seit einer ganzen Reihe von Semestern beständig größere und kleinere Händeleien gegeben, und die Fräulein, die in die beiden Korps einbrangen, wußten es gar nicht anders, als daß zwischen der „Saxonia“ und der „Normannia“, unserem Korps, eine beständige, mehr oder weniger offenkundige Fehde vorhanden sein müsse. Kurz, es war ein wenig erfreulicher Zustand. Ausweichen konnte man einander nicht, umsonsten, als der Heidelberger S. C., wie noch heute, schon damals seine Gräuel in der oberen Hauptstraße beim „Seppl“ hatte, wo sämtliche Korps zu frühlichem Thun beieinander saßen. Unmittelbar hinter unseren Tischen standen die Tische der Sachsen, so daß jedes laute Wort, das bei den einen fiel, bei den anderen gehört werden mußte.

Eines Abends war unser Korps von einem Ausflug nach Neckarsteinach, an dem auch ausnahmsweise Richard teilgenommen hatte, zurückgekehrt; wir waren, wie üblich, am Bahnhof Karlssthor aus dem Zug gestiegen und dann in corpore zum Abendschoppen beim „Seppl“ gezogen. Es war gegen zehn Uhr; die Sachsen waren bereits da und offenbar schon sänftlich in ziemlich vorgeschrittener Stimmung.

Wir nahmen nach kurzem Gruße an unseren Tischen Platz und waren noch mit der Auswahl des Abendessens beschäftigt, als ich plötzlich am Tische hinter uns das Wort „die schöne Amerikanerin“ fallen hörte, dem ein schallendes Gelächter folgte. Richard erhob sich sofort, trat in völliger Ruhe an den Sprecher heran und bat ihn zu kurzer Rücksprache heraus. Wenige Minuten darauf schon kam er zurück und sagte mir leise, daß er den Sachen auf „Schläger ohne Binden und Bandagen“ kontrahirt habe, und daß die Mensur an dem nächsten Mensurtag — dem letzten in diesem Semester, wie ich schon sagte — steigen könne.

Ich nickte befriedigt. Richard war als der beste Schläger Heidelbergs bekannt; sein Gesicht war frei von Narben und Schmissen, nur einige leise „Tipfer“ verriethen, daß er nicht ganz von der blanten Waffe verschont geblieben war. Der Sache würde seinen Dutzettel bekommen und damit würde die Sache aus sein. Richard erzählte seiner Braut von dem Rencontre.

„Es freut mich,“ sagte er, „daß ich für dich, mein gutes Mädchen, auch einmal mit der blanten Waffe eintreten kann.“

Sie schmeigte sich an ihn. „Wenn dir aber etwas zustoßt, Richard?“

„Er lachte. „Mir? Sei ruhig, Schatz, mir passiert nichts!“

In ihren Augenleuchtete es auf. „Ich will dir etwas schenken, Richard,“ sagte sie, „daß du gefeit bist gegen jeden bösen Hieb.“

„Und was soll das sein, mein gutes, kleines Mädchen?“

„Du wirst es sehen; komm heute Nachmittag zu mir! Dann sollst du es haben — und Glück soll es dir bringen.“

Als Richard am Nachmittag wiederkam, reichte ihm Ellen mit strahlendem Lächeln eine blante Messerklinge aus prachtvollem Toledoer Stahl, die sie bei dem Waffenschmied gekauft hatte, der uns die Messerklingen lieferte. Sie hatte anfänglich einen ganzen Schläger haben wollen; doch der tüchtige Tschabaner hatte ihr auseinandergelegt, daß das Schlagen einer Mensur mit eigenem Schläger unzulässig sei, und daß höchstens eine eigene Klinge benutzt werden dürfe, die dann in den üblichen Noth eingeschraubt werden müsse. So hatte denn Ellen die Klinge allein erstanden und überreichte sie nun Richard. Als dieser sein Auge über den blanten, haarharten Stahl gleiten ließ, fiel sein Blick auf die oben am Heft eingravierten Worte: „Gott schütze dich!“ Darunter stand das Datum des kommenden Mensurabends.

Er zog seine Braut an sich und küßte sie.

„Du bist lieb, mein gutes Mädchen. Habe Dank! Ich will dir und deinem Gesichte Ehre machen.“

Der Mensurtag war da. Die Farben aller Heidelberger Korps leuchteten in dem alten Saale der Hirschgasse. In den ersten Partien, die anzutreten hatten, gehörten Richard und sein Gegner. Die Gegenpartei erhob gegen die Benutzung von Richards eigener Klinge keinen Einspruch, und so wurde dieselbe in den Noth geschraubt.

Die Pausanten traten an, die Sekundanten ihnen zur Seite, abseits davon der Unparteiische, die Uhr in der Hand. Ringsum eine große Korona, rotte, gelbe, grüne, blaue und weiße Klänge.

Die Kommandorufe erschallten. „Auf die Mensur!“ „Fertig!“ „Los!“

Schon der erste Anlauf Richards sah beim Gegner. Der Unparteiische konstatierte einen „Blutigen“.

Ich war jetzt darauf gefaßt, daß Richard sofort einen seiner berühmten Abwehrhiebe schlagen und damit die Mensur zu Ende bringen würde. Wieder prasselten die Klänge aufeinander.

Da geschah etwas Unerhörtes. Ein schriller, scharfer Ton erklang. Durch die Luft saust in großem Bogen etwas Blantes, nicht genau Erkennbares und fliegt gegen die Wand, von der es zurückgeschleudert wird. „Achtung!“ schallt ein lauter Ruf. „Klinge gesprungen!“

„Halt!“ ruft der Unparteiische. Die Sekundanten schlagen ihre Speere zwischen die Lautanten. Sie hatten es nicht mehr nötig gehabt. Richard lag halb ohnmächtig einem Korpsbruder im Arm. Mehrere Centimeter tief in sein Auge eingebogen, durch die Pupille hindurch, lag die gesprungene Klinge.

Es war seine eigene; dicht oben am Heft war sie gesprungen, in die Wand gelagert, in großem Bogen auf den unglücklichen Fechter zurückgeschleudert und ihm in das Auge gerungen. Auf dem Stumpf aber, den er star in der Hand hielt, standen klar und deutlich die Worte: „Gott schütze dich!“

Schon war der Arzt um den Schwerwundenen beschäftigt.

„Wie sieht's, Doktor?“ fragte ich. „Schlecht, ganz schlecht. Die Klinge ist in's Gehirn gedrungen. Warum aber nahm er auch nicht unsere erprobten Klänge!“

Da öffnete Richard den Mund und stüßte: „Ernst! Grüße Ellen! Sag' ihr, es stünde gut mit mir. Ich wisse noch alles — sag' ihr's — es steht ein Baum im Odenwald — sie soll's nicht vergessen — ich hab' sie lieb.“

Es entwickelte sich eine Gehirnentzündung. Mehrere Tage schwante die kräftige Natur Richards zwischen Tod und Leben, und während dieser langen Zeit wich auch Ellen nicht von seinem Schmerzenslager.

Als ich am Abend des vierten Tages zu ihr kam, trat sie mir im Wohnzimmer entgegen, legte den Finger an den Mund und stüßte: „Still, still, er schläft. Kommen Sie!“

An der Hand führte sie mich in das Schlafzimmer. Und la lag er im Bett, mein bester Freund, still und ruhig, ein freundliches Lächeln auf den Lippen, als habe ihm ein liebes Wesen die letzten Schmerzhimmeln weggeführt. Ueber und über aber war das Lager mit düsternen rothen Rosen bestreut.

Und nun schlang sie ihre Arme um den Leblosen und küßte ihm die süßesten Rosenworte in's Ohr.

„Wach' auf, wach' auf,“ rief sie, „es ist Zeit! Ich sing' dir das Lied, das du mich in der schönsten Zeit meines Lebens gelehrt hast. Weist du noch: „Es steht ein Baum im Odenwald — hörst du mich auch, Geliebter? Hörst du mich?“

Sie wollte sich erheben; hin und her taumelnd schwante sie einen Augenblick.

Dann rief sie leise: „Ich komme, Richard, ich komme!“

Im nächsten Augenblick fant sie mir ohnmächtig in die Arme.

Von der Stunde an siechte das junge, lebensfrohe Geschöpf langsam dahin. Kein Arzt konnte ihr Heilung bringen, auch der Süden nicht und der Norden nicht, das Gebirge nicht und die See nicht. Sie wollte langsam, eine sterbende Blume, die die Sommerhitze verloren hat.

Nach Jahr und Tag haben wir sie auf dem Heidelberger Friedhof zur letzten Ruhe gebettet, dicht in der Nähe ihres Richard. Der Tod kam ihr als Freund, als gültiger Erlöser von schweren Leiden, und so hat die tief-sinnig-schöne Inschrift auf dem einfachen Grabkreuz recht:

„Is it well with the child? It's well!“

Die Unglücksklänge aber ist ihr auf ihren Wunsch in das Grab mitgegeben worden.

Zu wahrheitsliebend. Frau (zur Gouvernante). „Was haben Sie den Kindern jetzt erzählt?“ — Gouvernante: „Ein Märchen.“ — Frau: „Ein Märchen, was ist das?“ — Gouvernante: „Eine Geschichte, die nicht wahr ist.“ — Frau: „Aum, wie können Sie meinen Kindern eine Geschichte erzählen, die nicht wahr ist?“

Die Inspektionsfahrt.

Humoresk: von G. A. Hennig.

Wir waren ihrer zwei in der Anzahl, nämlich Praktikanten, ein gewisser Herr Wunderlich und ich. Wir hatten das Recht, so viel zu arbeiten, als wir irgend konnten und die Pflicht, so zu leben mit unserm östlich „gehaltlosen“ Dasein zu sein, wie das einem guten Staatsbürger und angehenden Beamten zukommt. Und das thaten wir denn auch. Nur einmal im Monat, wenn es auf die sogenannten Inspektionsreisen ging, rebellierten unsere Staatsbürgerlichen Gefühle bis zur offensivsten Widergesetzlichkeit. Herr Krause, unser Anstaltsvorstand, war nämlich nicht nur ein äußerst pedantischer und umständlicher alter Herr, sondern ein Anker, wie er im Buche steht. Er scheute sich nicht, die Speien, die für den Fall der Inspektionsfahrt auch für den Praktikanten bezahlt wurden, zur gemeinsamen Reisekasse zu schlagen, uns aber dann so knapp zu halten, daß wir kaum satt zu essen, viel weniger zu trinken hatten. Dazu dauerte eine solche Reise oft zwei bis drei Tage — und zwei bis drei Tage in solcher Gesellschaft, das will etwas heißen — so daß wir die Inspektionsfahrten fürchten wie das Höllenfeuer.

Der Tag dieser Reisen war nie im voraus bestimmt, so daß wir immer in Erwartung derselben leben mußten und uns nie darauf vorbereiten konnten. Und so wunderte es mich denn auch gar nicht, daß eines Nachmittags Herr Krause an mich herantrat und in seiner gewöhnlichen gleichgültigen Weise zu mir sagte: „Morgen, Herr Praktikant! Bitte, haben Sie die Güte, sich auf eine längere Fahrt einzuwachen, wir müssen zwölf Bezirke machen.“

Ich verbeugte mich ganz mechanisch, und da eine Antwort auf diese rein dienliche Mitteilung nicht nötig war, so wunderte ich Herr Krause auch gar nicht, daß seine erfolgte. Mir aber war diesmal die freundliche Einladung verdammt in die Glieder gefahren, daß ich auch keine Antwort hätte geben können. Denn gerade morgen war der erste diesjährige Kaffinoball, zu dem wir Praktikanten natürlich ebenfalls geladen waren und auf den wir uns in dem langweiligen Reite schon lindlich gestreut hatten. Zudem hatte mich in letzter Zeit das ewig Weibliche in seinen Bann geschlagen, und morgen sollte ich zum erstenmal Fräulein Käthchen — Doch das gehört nicht weiter hierher. Kurz, ich war sprachlos vor Zorn und Schrecken ob der vom Anstaltsvorstand gemachten Entschlüsse. Raum hatte dieser die Bureauthüre hinter sich zugemacht, so stürmte ich in das Zimmer, wo Wunderlich arbeitete.

„Herr Kollega,“ sagte ich, „Sie müssen mir einen großen Gefallen erweisen.“

„Ich bin immer gern zu Diensten, Herr Kollega,“ erwiderte dieser höflicher als es nötig gewesen wäre, und wie es mir schien, mit einem leisen Anflug von Schadenfreude. „Sie haben gehört, was der Alte“ soeben zu mir gesagt hat?“ fuhr ich fort. „Ich soll morgen mit auf Inspektion, auf diese dreimal verurteilte Pech-Schwefel-Inspektion!“

„Da wollen Sie gewiß einen Reisetopper von mir leihen?“

„Ich war im Begriffe aufzufahren, doch ich bezwang mich.“

„Sie haben gut spotten,“ gab ich zurück, „doch im Ernst, lieber Herr Kollega, Sie müssen mir das Opfer bringen, diesmal meine Vertretung zu übernehmen!“

„Nicht um zwanzig Mark!“ erwiderte Wunderlich.

„Weil Sie wissen, daß ich sie nicht habe!“ entgegnete ich.

„Sie wissen,“ fuhr Wunderlich mit großer Freilichkeit fort, „daß diese Inspektionsreisen für den einen so unangenehm sind, wie für den andern. Wir haben daher einst auf Handschlag einen Pakt mit einander geschlossen, niemals gegenseitig Vertretung zu fordern, um durch Ablegung unserer freundschaftlichen Einvernehmen nicht zu hören. Und jetzt brechen Sie den Vertrag.“

„Zugegeben,“ erwiderte ich etwas kleinlaut. „Aber ich glaube, daß die Zeit, die wir miteinander hier verleben haben, uns freundschaftlich so weit genähert hätte, um einen wirklichen Freundschaftsdienst von Ihnen verlangen zu können.“

„Jeden,“ gab Wunderlich zur Antwort, „nur diesen nicht. Eben weil wir Freunde bleiben wollen, haben wir den Vertrag geschlossen!“

„Sie wissen ja, Herr Kollega, daß morgen Kaffinoball ist und dieser mir die erste Gelegenheit bietet, Fräulein Käthchen ...“

„Hier will ich ja gern Ihre Vertretung übernehmen,“ erwiderte der boshafte Mensch.

So „kollegaten“ wir noch eine halbe Stunde hin und her, jedoch ohne Resultat. Vergerlich verließ ich endlich das Bureau, und obwohl ich einfaß, daß Wunderlich formell im Recht war — denn wir hatten allerdings das erwählte Abkommen getroffen — so war ich doch über seine Halsstarrigkeit erdost und beschloß, nunmehr auch keine Mühe mehr auf ihn zu nehmen und ihn zur Vertretung zu zwingen. Am andern Tage — mit dem Mittagzuge sollte es fortgehen — kam ich mit verbundenem Gesichte in's Bureau.

„Nanu, Herr Praktikant,“ rief mir Krause entgegen, „was fehlt Ihnen denn?“

„Zahnschmerzen habe ich, Herr Rath, fürchterliche Zahnschmerzen.“ „Um, das ist böse!“

„Ja sehr!“ „Minutenlanges Schmeigen.“

„Is ist ein höher, so ein verdammt höher,“ nahm ich endlich das Thema wieder auf.

„Ja, ja, die machen einem viel zu schaffen,“ brummte theilnahmslos der Herr Vorstand. „Hatte auch einst als Knabe einen und kriegte regelmäßig immer zu Weihnachten Zahnschmerz.“

Dann wieder große Pause. „Werden wir auch streckenweise die Landtische benützen müssen?“ fragte ich, indem ich gleichzeitig damit direkt auf mein Ziel losging.

„Wie, was? Ach so, wir haben ja heute Inspektion,“ erwiderte der Herr Rath, „Nun ja, wir werden auch die Landtische benützen.“

„Da zieht es gewöhnlich furchtbar darin,“ antwortete ich und hielt mir mit einem plötzlichen Aufstöhnen den schmerzhaften Waden.

„Ja so, Sie mit Ihren Zahnschmerzen — hm, fatal.“

„Ich fürchte, es wird noch schlimmer werden auf der Reise, und da würde ich dann vielleicht genötigt sein, Herrn Rath um Urlaub zu bitten,“ brachte ich stöhnend, unterbrochen von schmerzlichen Seufzern, hervor.

„Das geht freilich nicht recht,“ erwiderte Krause nachdenklich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Ich triumphierte innerlich und that nun den entscheidenden Schlag. „Vielleicht hätten Sie die Güte, Herr Rath, in Rücksicht auf die Umstände, meinen Kollegen Wunderlich.“

„Das war zwar schlecht von mir, aber Roth bricht Eisen.“

Der Rath überlegte.

„Sie meinen —? Hm, es beße sich wohl machen.“

Ich sprang auf, machte eine dankerfüllte Verbeugung, legte die Feder weg und warf die Schublade zu.

„— aber,“ fuhr der Mann fort, „Sie werden damit noch immer nicht Ihre Zahnschmerzen los. Wissen Sie was? Geben Sie zu Dr. Müller und lassen Sie sich auf meine Kollen den Urlichen reihen.“

„Nein, nein, nur keine Umstände,“ wehrte er ab, als ich irgend etwas Unzusammenhängendes stammelte, „der Mann soll mir die Rechnung schicken und damit basta. Wir werden das Geld unterwegs einsparen!“

Und ich ging zu Dr. Müller und ließ mir einen Zahn reihen, während der großmächtige Herr Krause in den „Schän“ ging und frühstückte. Dann gingen wir miteinander auf Inspektion.

Bulwer-Lytton und die Spiritisten.

Der große Romanchriftsteller Sir Edward Bulwer-Lytton gab sich viel mit Spiritisten ab. Der Schmerz über den Verlust einer heiß geliebten Tochter trieb ihn diesen Leuten in die Arme, die ihm vorspiegelten, daß sie die Mittel besäßen, ihn mit seiner Tochter in Verbindung zu setzen. Bei der Seance, der Sir Edward bewohnte, war auch eine Wittve zugegen, die ebenfalls sehrlich wünschte, mit dem Geist ihres verstorbenen Gatten ein Gespräch zu halten. Die Seele des Abgeschiedenen stellte sich wirklich ein, und die Dame richtete folgende Frage an ihn: „Bist Du glücklich, Schatz?“

„Ja, ganz glücklich,“ lautete die Antwort. „Wie? ebenso glücklich wie mit mir?“ „Oh! weit glücklicher!“ „Dann bist Du gewiß im Himmel?“ „D, nein, ich bin in der Hölle!“ Sir Edward Bulwer pflegte diese Geschichte zu erzählen, als er im späteren Jahren im Kreise seiner Freunde seine Beziehungen zu den Spiritisten auseinandersetzte zur Erklärung, weswegen er mit ihnen brach.

Ein Bourbon als Schauspieler.

Im Teatro de la Zarzuela zu Madrid trat dieser Tage ein Mitglied des königlichen Hauses Bourbon als Schauspieler in einem Stücke auf, in welchem die Republik verherrlicht wird. Es handelt sich um den Sportsmann Alfons Bertins y Bourbon, einen Better zweiten Grades des Königs Alfonso. Der königliche Herr befindet sich in so schlechter Vermögenslage, daß er sich der dramatischen Kunst in die Arme werfen mußte, um Geld zu verdienen.

Die Gesellschaft Fuentes, die gegenwärtig in Zarzuela - Theater spielt, nahm ihn mit Freuden auf und gab ihm eine Hauptrolle in einem Revolutionsdrama, das aus den „Miserebles“ von Victor Hugo geschöpft ist. Es war ein eigenartiges Schauspiel, einen Bourbon auf den Barricaden zu sehen und fortwährend „Hoch die Republik!“ rufen zu hören. Das Publikum verhielt sich ganz merkwürdig. Während es den Schauspieler aus förmlichem Geblüt bei seinem Auftreten und auch sonst an mehreren Stellen des Dramas freundlich begrüßte hatte, lachte es ihn dort, wo er die Revolution zu verherrlichen hatte, regelrecht aus.

Ein gewandte Gegnerin.

Sie: „Du irrst, Fritz, wenn Du glaubst, ich reagire auf Deine Stiche, ich werde nicht zu meiner Mutter zurückkehren, aber einladen werde ich sie!“

Ein Schauspieler, der untergeordnete Rollen spielt, spielt keine Rolle.

Vor der Matinee.

Humoresk von H. v. Hof.

Nein, daß Lisette auch gerade heute zur Hochzeit ihres Bruders reisen muß, da ich das erste Mal zur Matinee geladen bin. Nur sie kann mein Haar so wunderschön unfrisiert frisiren, nur sie allein hat den genialen Schwung der Stirnlinie. „Anna, hast Du auch noch einmal hinübergeschickt zum Friseur?“

„Ja, Komtesse, und er hat gesagt, in zehn Minuten sei er da.“

„Ist Papa schon zurück vom Ministerium?“

„Ja, Herr Graf haben noch zu thun, Komtesse möchten Herrn Grafen in einer halben Stunde zum Lunch erwarten.“

Die reizende Komtesse Frigi sitzt bereits im Puderzimmer vor ihrer Toilette und beschäftigt sich damit, ihrem holden Spiegelbild ein paar kleine Grimassen zu schneiden, indessen Anna, die heute zur Johne erhobene Kammerjungfer, geschäftig das Kleid herbeibringt. Mit spitzen Fingern legt sie es zurecht. Die Komtesse springt ungeduldig auf.

„Nun wird er bald kommen? Daß dieser Friseur auch keine Fräulein hat, sondern einen Herrn schickt. Wie schauerhaft! Nichts gleich Lisettes Frisirschürze und alle meine eigenen Brennereien etc. her. Er muß ihre Schürze anziehen. Immer kommt er noch nicht, es ist schrecklich.“ Die Komtesse rast in ihrem Antkledzimmer auf und ab, die goldenen Locken wallen über den griechisch arrangierten Frisirmantel. Die Schleppe der weißfeinen Jupons raschelt und wiepochelt am Opfersteine hebt sie die Arme und stößt:

„Schon wieder zehn Minuten, ich werde nicht mehr fertig, was thun?“

— Da, ein Klingel! — Anna fliegt hinaus, um im nächsten Moment einen jungen, feinen Herrn hereinzugelieken. Die Komtesse eilt ihm entgegen.

„Nun, endlich sind Sie da, so lange warte ich schon. Was, ein ganzes Täschchen Utensilien unter dem Arme? Nein, nein, ich habe alle meine eigenen Sachen. Anna, binde dem Herrn die Schürze um; hier mein Kamm, Scheere, hier meine Bürste, so nun beginnen Sie, warum zögern Sie immer noch, schnell, es eilt.“

Der junge Mann steht mit umgebundener Schürze starr mit steifen Armen, in der einen Hand die Brennschere, in der anderen den Kamm mit halb offenem Mund und erschrecktem Ausdruck hinter der Komtesse und stottert:

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein!“

„Nichts von Verzeihung, schnell fangen Sie an!“

„Aber —“

„Kein Aber.“

„Ich —“

„Nun?“

„Ich kann ja gar nicht frisiren.“

„Nicht frisiren? — Ja warum schickt man Sie denn?“

„Ich bin ja gar nicht geschickt.“

„Nicht geschickt?“

„Nein, erlaube mich vorzustellen: Ministerialsekretär von Kunkel.“

„Wie? Wer? Was wollen Sie denn bei mir?“

„Ich will ja gar nichts bei Ihnen,“ stöhnt der junge Mann, „ich will zu Excellenz dem Herrn Grafen und ihm diese Mappe bringen und einiges mit ihm besprechen.“

„Himmel!“ (Tableau.)

Die Komtesse verschwindet im Schlafzimmer. Es schellt. Diesmal ist's der Kischige.

Individuelle Anschauung.

„Sie, Frau Hausmeisterin, das Ehepaar im 1. Stock prügelt sich aber jeden Tag!“ — „G'schieht ihnen schon Recht! Warum haben sie aus Liebe geheiratet!“

Ein kleines Mißverständnis.

Herr: „Göten Sie mich an, mein Fräulein, ich muß Ihnen ein Geständniß machen: „heiße Liebe —“ Fräulein (ihm unterbrechend): „Sehr angenehm, — heiße Lehmann.“

Höfliche Grobheiten.

„Würden Sie sich verletzt fühlen, wenn ich Ihnen sage: Sie sind ein ganz gemeiner Kerl?“ — „Durchaus nicht — aber Sie, mein Herr, würden sich alsdann durch mich sehr „verletzt“ fühlen!“

Die sariame Hausfrau.

Herr: „Aber Mann, wasche Dich doch, Du kannst doch nicht so schmutzig beim Termin erscheinen!“ — Mann: „Ist nicht nöthig. Mein Vertheidiger sagte mir, er würde mich vor Gericht schon rein waschen.“

Sauer.

Hausherr: „Nun komm, alter Freund, noch ein Gläschen zum Abschied.“ — Freund: „Kinder, macht mir doch den Abschied nicht so fauer!“

Widerliche Familie.

„Sieh, dort kommt die Famille Müller. Der Vater ist Ingenieur, die Mutter ist Doktorin und der Sohn ist Doktor Ingenieur.“

Bedenklicher Fenge.

Abdolat: „Ich protestire gegen die Eheschließung dieses Jungen!“ — Richter: „Warum denn?“ — Abdolat: „Er ist Friseur!“